

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 17 (2004)
Heft: [6]: Stiller Ort mit leiser Technik

Artikel: Von der Grube zur Sparspülung : davon spricht man nicht
Autor: Locher, Adalbert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-122378>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Davon spricht man nicht

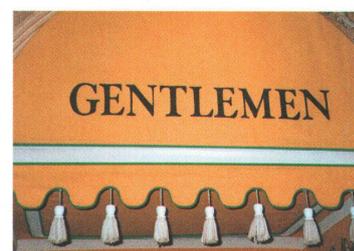
Text: Adalbert Locher
Fotos: Antoni Muntadas

In den letzten hundertfünfzig Jahren haben die westlichen Gesellschaften die menschlichen Ausscheidungen zur Staatssache gemacht. Die immer raffinierteren Geräte und Abwassersysteme veränderten die Einstellung zum eigenen und zum fremden Körper. Trotz Entsorgungsmanagement und High-tech im Klo bleibt das Thema ein Tabu.

• So scharf wie das dunkle Stubenbuffet und der Radioempfänger mit seinen schwarz-goldenen Knöpfen ist mir aus der Kindheit das Klo meiner Grossmutter in Erinnerung. Der Deckel war aus Holz und hatte in der Mitte einen Knauf in Form einer kleinen, hölzernen Kugel. Wenn man den Deckel aufs Loch setzte, gab es einen dumpfen, satten Laut. Das Holz rund ums Loch fühlte sich sanft und weich an. Mehrere Klos lagen übereinander, in einem Brettverschlag an die schattigste Fassade geklebt. Im Winter war das Brett kalt, und man machte, dass man schnell wieder rauskam. Im Sommer war das Brett warm, und man blieb noch ein wenig sitzen, denn hier hatte man seine Ruhe. Ab und zu riskierte man einen Blick ins Loch, um das Resultat zu besichtigen. Aber der Beitrag war in der Schwärze nicht mehr auszumachen. Wenn der Schnee unter den Schuhen knirschte, war die Luft im «Hüsli» angenehm. Roch es aber schon im Treppenhaus scharf und faulig, wusste man, dass es mit dem Schnee bald vorbei war. Die Gerüche vermischten sich dann mit den Düften aus Frau Signers Kolonialwarenladen. Wohlgeruch und Gestank kämpften um die Oberhand. Vom Laden roch es nach Seife, Kaffee und Obst. Manchmal schrie Frau Signer herum, es hiess, sie sei nicht mehr richtig im Kopf, und eines Tages blieb der Laden geschlossen. Die Düfte wurden immer schwächer. Jetzt regierte der Gestank, wenn es föhning war.

Das Klo meiner Grossmutter in ihrem Mietshaus in einem Appenzeller Dorf kam mir damals schon altertümlich und fremd vor, denn im Elternhaus am Zürichsee gab es in den

späten Fünfzigern schon längst die weissen Schüsseln mit den schwarzen Brillen. Dies war ein Klo wie hundert andere, selbst im mehr als dreihundertjährigen Bauernhaus meines Freundes gabs nun Wasserspülung. Am eigenen («Geschäft») interessierte jetzt hauptsächlich, dass es sauber weggespült war. Seine Rücknahme im Leib der Natur oder in der Kloake war nicht mehr zu verfolgen, ein Röhrensystem nahm die Sache auf. Bloss wenn die Röhre einmal verstopft war, wurde drastisch, worauf man sich täglich verliess. Immer seltener war der Zisternenwagen des Fuhrhalters unterwegs anzutreffen, der die Gruben leerte. Inert vierzig Jahren seit den Sechzigern wurde allmählich der hinterste Winkel ans Kanalisationssystem angeschlossen. Den Anfang machten die Städte vor rund 150 Jahren. Der Erschliessungsgrad liegt in der Schweiz heute nahe bei hundert Prozent. Man baute Kläranlagen. Das Bedauern darüber, dass man im Haus die Wetterlage nicht mehr roch, hielt sich in Grenzen. Was die meisten als selbstverständlich hinnahmen, vielleicht gar mit Murren der ständigen vielen Baustellen wegen: der Bau der Kanalisationssysteme war ein zivilisatorischer Sprung, der das heutige Körperempfinden tief beeinflusst hat.



Der gesunde Mensch braucht zur Verrichtung seiner Notdurft kein besonderes Gerät, hat es damit allerdings angenehmer. Die («Zivilisation») lenkt mit Auffangbecken den Vorgang am Schluss der Nahrungsverwertung in Bahnen, die für alle gelten und nachgeschaltete Technologien erst mit Sinn erfüllen. Denn was würden Kanalisationssysteme nützen, wenn niemand auf die Toilette ginge, sondern in den Park und auf die Wiese? Die Frage scheint weniger absurd, wenn man weiss, dass sich Bürgerinnen und Bürger zum Beispiel von Zürich zunächst geweigert haben, der Stadt ihren Urin und Kot zu schenken, als der Staat begann, deren Entsorgung als seine Sache zu betrachten.

Auf einer Reportage in Arbeitersiedlungen der Peugeot-Fabriken in der Franche Compté erzählte mir ein Hausverwalter, nordafrikanische Einwanderer würden die Toiletenschüssel mitunter verwenden, um die Ziegen zu tränken, die sie in der Wohnung hielten. Eine ähnliche Anekdote ist im Büchlein «Papalagi» nachzulesen, einer Schilderung unserer Zivilisation mit den Augen eines Südsee-Insulars. Was uns so selbstverständlich scheint, ist dies nur, weil wir von Kind auf an den richtigen Gebrauch gewöhnt worden sind, als Bewohnerinnen und Bewohner einer geografischen Zone, die über genügend Wasser und Aufberei-

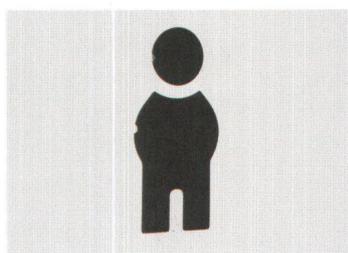
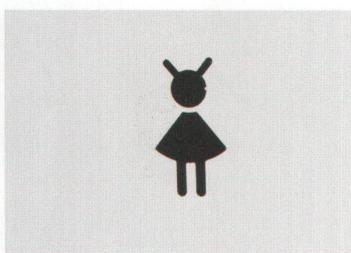
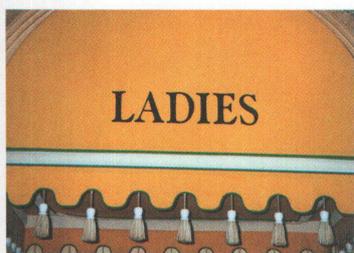


tungstechniken verfügt, um den phänomenalen und historisch gesehen blutjungen Komfort einer so dichten Toiletten-Infrastruktur bis in die letzte Wohnung hinein zu ermöglichen. Schon eine Reise ans Mittelmeer genügt, um uns daran zu erinnern: Spülklosetts brauchen enorme Wassermengen, und diese sind nun mal in den Haus-Zisternen griechischer Inseln nicht vorhanden.

Weiter weg von der Ersten Welt, etwa in den Slums von Mexico City, versteht oft niemand die Frage nach der nächsten Toilette. Bilder aus Indien zeigen Scharen von Menschen, die morgens auf Bahndämmen ihre Notdurft erledigen – ein günstiger Platz, denn das Flüssige versickert im Schotter, und das Feste trocknet rasch. Der grössere Teil der Menschheit muss auf diese Segnungen, die wir hier beschreiben, noch lange, wohl für immer, verzichten, sieht es doch nicht danach aus, als wären Regierungen überall in der Lage, die Wasservorkommen zum Nutzen aller zu benutzen. Und wenn sie es wären, würden sie Wasser vernünftigerweise zunächst zur Bewässerung von Feldern und erst danach zur Spülung von Toiletten in den Behausungen der Oberschicht verwenden. Die Anstrengungen etwa in Landregionen Afrikas zielen denn auch dahin, mit

sensoren gesteuerte Armaturen werden in öffentlichen Toiletten bald selbstverständlich sein. Auch die Chemie hilft beim Vermeiden. Die Körperpflegemittel-Industrie lebt zu einem schönen Teil davon, dass heute Körpergerüche tabu sind, und seien sie noch so frisch. Eine Flut von Reinigungs- und Duftchemikalien verhilft zu Annehmlichkeit in der Toilette und erneuert täglich das Tabu.

Denn all diesen Einrichtungen und Strategien ist gemein, dass sie Distanz zum Körper herstellen. Sobald ihn das Exkrement verlassen hat, gilt es als unsauber und bedrohlich. Krankheiten und Bakterien lauern, das lernen wir schon als kleine Kinder, nachdem uns kurz gegönnt und wissenschaftlich fundiert gestattet worden ist, das Resultat in der Windel als persönlichen Erfolg zu werten. Es handelt sich um das erste Produkt, welches das Kind unter Anstrengung hervorbringt – und dieses wird gebührend gefeiert, vom Kind selbst mit natürlichem Stolz, von aufgeklärten Eltern mit gebührendem Beifall. Das blosses Vergnügen an diesem Erfolg ist indes nicht von langer Dauer. Bald schon muss das Kind lernen, Zeitpunkt und Örtlichkeit für seine Ausscheidungen zu kontrollieren, und es wird ihm immer deutlicher beigebracht, das Thema in Wort und Äusserungen



einfachen sowie kostengünstigen Methoden die hygienischen Bedingungen in Dörfern zu verbessern. Zum Beispiel, indem der in den Trennlatrinen gesammelte Kot mit pflanzlichen Abfällen vermengt zu Kompost verarbeitet und der Urin auf die Felder gebracht wird. In Küstengebieten wird es manchenorts bereits als Fortschritt gewertet, wenn ein Kanal gebaut wird, der Kot und Urin dem offenen Meer zuführt. Diese Methode ist in Mittelmeerstaaten noch heute üblich, und auch für die Schweiz entspricht sie einer noch nicht allzu fernen Vergangenheit.

Hightech im Klo

Die zunehmend raffinierteren technischen Mittel und Geräte im Umgang mit den Verdauungsüberresten haben das Verhältnis der Menschen zu sich selbst, aber auch zu anderen, verändert. Die technische Perfektion in diesen Dingen ist weit fortgeschritten, sowohl bei der Montage als auch bei den Geräten selbst. So gibt es etwa heute Kloschüsseln mit Anschluss an die Entlüftung, damit üble Gerüche gar nicht erst in den Raum gelangen. Duschklosetts gibt es seit einigen Jahrzehnten. Klos mit mechanischer oder chemischer Einrichtung zur Selbst-Desinfektion sind ebenfalls nicht neu. Mittels Licht- oder Bewegungs-



überhaupt zu vermeiden, bis zur schliesslichen Tabuisierung in der Erwachsenenwelt. Kot und Urin ist unter europäischen Erwachsenen heutzutage meist nicht einmal Gesprächsstoff von einander nahestehenden Menschen, es sei denn aus gesundheitlichen Gründen, und das Tabu erscheint je nach Generation manchen weniger gross der Ärztin als dem Lebenspartner gegenüber. Was Kinder in ein paar Jahren lernen müssen, ist der geraffte Ablauf einer zivilisatorischen Entwicklung über die letzten tausend Jahre bis zur heutigen – längst nicht immer so rigiden – Tabuisierung. Der Psychoanalytiker Sigmund Freud hat anfangs des vergangenen Jahrhunderts den Zusammenhang von frühkindlichen Entwicklungsphasen mit der Kontrolle der Ausscheidungen aufgezeigt.

Wenig später beschrieb der Soziologe Norbert Elias in seinem berühmten Werk (Über den Prozess der Zivilisation) die schrittweisen Veränderungen im Verhältnis der (zivilisierten) Menschen zu ihren Ausscheidungen im Laufe der Jahrhunderte. Er führt Beispiele an, dass es erst in der zweiten Hälfte des letzten Jahrtausends nach und nach allgemein Sitte wurde, die Notdurft an bezeichneten Stellen zu verrichten. Noch im 16. Jahrhundert stellt es ein Schulbuch als Vorbild hin, morgens an die Hofmauer zu urinieren. In Hausordnungen von Fürstenthöfen werden die Bewohner ermahnt, Treppen, Gemächer und Gänge nicht mit «Urin oder anderem Unflath» zu verunreinigen oder «ohn alle Scheu, den Bauern gleich», seine Notdurft «vor das Frauenzimmer, Hofstuben und anderer Gemach Thüren und Fenster» zu verrichten. Geistesgrössen wie Erasmus von Rotterdam oder De La Salle gehörten zu den Ersten, welche die Menschheit mit ihren Benimmbüchern zu erziehen versuchten. Erasmus machte den Kindern mit der →

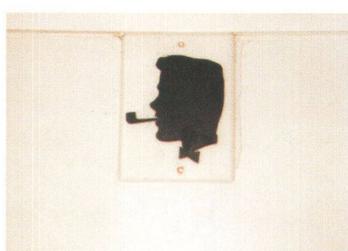
was ?? ?

→ Erfindung des Schutzengels Angst, der sie immerfort beobachte. Je näher die sozialen Stände aneinander rückten, desto notwendiger wurde ein allgemein gültiger Kodex des Verhaltens. Durch eingepflanzte Gefühle von Peinlichkeit und Scham installierte das Erziehungs- bzw. Zivilisationsprogramm allmählich zunehmende Kontrolle in den Individuen über sich und andere. Diese bis heute perfektionierten Zwänge im Unterbewussten sind auch Ursachen von Neurosen und von Abartigkeiten, in harmloser Form etwa bei Vandalenakten in öffentlichen Toiletten oder der bewussten Verunreinigung als Aufbegehren gegen eine nicht geglückte Verinnerlichung.

Die Gesellschaft pflegt je nach Epoche auf Abweichungen von der Reinlichkeitsnorm verschieden scharf zu reagieren. Menschen, bei denen die Reinlichkeitserziehung nicht gelang, galten zeitweise als krank oder pervers, wurden in Heime gesteckt oder verwahrt. Der Musik-Wunderknabe Frank Zappa brachte in den Siebzigern ein Poster in Umlauf, das ihn mit runtergelassener Hose auf der Kloschüssel zeigte. Er schaffte es damals noch, damit Bürgerinnen und Bürger zu schockieren. Das würde ihm heute damit kaum noch gelingen, obschon der Druck der Normen mit den zunehmend höheren Hygienestandards seither weiter zuge-

höfen wurde der Kot gesammelt und darauf in Gärten und auf Felder gebracht. In Städten kauften Händler die Exkremente und brachten sie aufs Land. Erst allmählich wurde das Abtrittsloch mit Sichtschutz umzäunt, dadurch perpetuierte sich aber ein Schamgefühl bei der Verrichtung. Aborte wurden häufig direkt über fließendem Wasser angebracht, Fallrohre und Rinnen in den Gassen führten zu Bächen und Flüssen. Im 14. Jahrhundert begannen Städte ihren Bewohnern zu verbieten, Nachttöpfe auf die offene Gasse zu leeren. Diese Sitte liess sich jedoch kaum ausrotten. Ein Bericht aus dem Edinburgh des 18. Jahrhunderts notiert, es gehöre zum guten Ton, die Passanten mit einem Ruf zu warnen, bevor man den Nachttopf aus dem Fenster schüttele. In Paris muss es unsäglich gestunken haben, wie der Bericht einer Landadeligen degoutiert vermeldet. An den Höfen schätzte man bessere Luft.

Berichte aus dem englischen Adel belegen, dass die Architekten angehalten wurden, unter Androhung drakonischer Strafen Aborte so zu platzieren, dass deren Gerüche nicht störten. Die niederen Stände hatten die Pestilenz zu erdulden. Erst als im 19. Jahrhundert die üblen Gerüche – irrtümlicherweise – mit den Seuchen in Verbindung gebracht wurden, sannnen die Behörden auf Abhilfe.



nommen hat. Der Umgang mit dem Tabu findet je nach sozialem Stand und Epoche Entsprechungen in der Sprache. In den gehobenen Schichten zeigte sich bereits im Mittelalter eine gewisse verbale Zurückhaltung. In den Klöstern meinten salbungsvolle Bezeichnungen wie «Oratorium» oder «Privatkapelle» oft nichts anderes als den Abort. Jede europäische Sprache kennt heute mehr oder weniger elegante Umschreibungen des Vorgangs, der nicht genannt werden darf, vom «ich muss mal» bis hin zum «going to the restroom». Das Verb koten ist eher bei Tieren gebräuchlich, andere Formulierungen sind nebulös: Man «tritt aus», «entschuldigt sich mal», «geht ins stille Örtchen» und wie die Distanzfloskeln alle heissen.

Dung und Pestilenz

Was Sprache nicht formulieren darf, findet selten Darstellung im Bild. Aborte sind historisch viel seltener dokumentiert als Bäder. Für Badeanlagen trieben die Römer mitunter immensen Aufwand, Toilettenanlagen boten hingegen weniger Anlass zu imposanten Bauwerken, es sei denn von unterirdischen. Die römische Wassertechnologie mit ihrer «cloaca maxima» versetzt die Besucher der Hauptstadt Italiens noch heute ins Staunen. Mit dem Zerfall des römischen Reiches verschwand auch die öffentliche Ordnungsmacht weit gehend, die in Siedlungen Abwassersysteme und in Häusern einen gewissen minimalen hygienischen Standard bewirkt hatte.

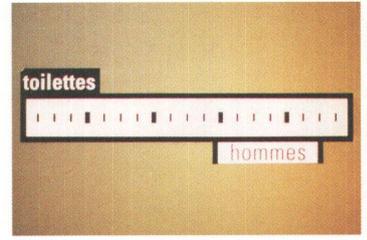
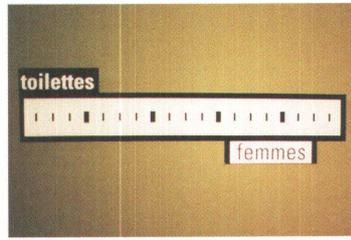
Während fast zweier Jahrtausende änderte sich kaum etwas am Umgang der Zivilisation mit ihren Abfällen, seien es nun Abwässer, verbrauchte Güter oder körperliche Ausscheidungen. Diese galten lange als Wertstoff. In Hinter-

Unabhängig von der Entsorgung sind in vielen Kulturen und durch alle Zeiten Klosette hergestellt worden. Steine mit einem Ausschnitt in Form eines Schlüsselloches sind aus pharaonischer Zeit in Ägypten gefunden worden. Sie dienten, vermutlich mit einer Brettauflage, als Sitz über einem Topf. In manchen Städten des Indus-Tales hatten viele Häuser bereits zweitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung Toiletten mit fließendem Wasser.

Wassergespülte Toiletten waren in altrömischen Siedlungen weit verbreitet, privat und öffentlich. Im mittelalterlichen Europa war der Knebel oder das Brett über einer Grube oder einem Gefäss der Toiletten-Standard praktisch über alle Schichten hinweg, ausser man verzichtete ganz darauf. Lagen Abortbauten bei Stadthäusern zumeist an einer Aussenfassade, kannten Burgen und Schlösser auch Aborte innerhalb der Mauern. Im englischen Langley Castle etwa waren auf drei Stockwerken versetzt je vier Aborte nebeneinander angeordnet, die zwölf Fallstränge führten in einen Kanal. In Southwell Palace waren vier offene Aborte in Nischen ohne Türen tempelartig im Kreis angeordnet – man konnte sich beim Erledigen des Geschäfts bestens miteinander unterhalten.

Zu Beginn der Neuzeit gaben sich Könige damit allerdings nicht mehr zufrieden. Dem zugigen Loch zogen sie reich verzierte und mit Samt gepolsterte Stühle mit Behältnissen für Duftessenzen vor. Heinrich VIII nahm seinen wassergespülten Stuhl auf Reisen mit. Ein Inventar des Schlosses Versailles zählte zu Zeiten des Sonnenkönigs 264 Stühle, was angesichts der Tausenden von Höflingen nicht besonders viel war. Der schönste Stuhl seines Thronfolgers Ludwig XV. war mit Perlmutter, japanischen Landschaften

Von Fay Canyon
ow?



und goldenen Vögeln auf schwarzem Lack verziert. Ihre Majestät setzte sich auf grünen Velours und pflegte während des persönlichen Geschäfts Audienzen zu geben, was auch Prinzen und selbst Generäle taten. Noch immer war das Schamgefühl nicht sehr weit entwickelt: Es waren Stühle in Gebrauch, auf die man sich zu zweit setzen konnte.

Seuchen erzwingen Planung

Mit der Landflucht im Zuge der Industrialisierung wurde das Entsorgungsproblem immer dringender. In manchen Städten verdoppelte sich in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die Zahl der Einwohner. Die gewohnten Methoden der Stadtreinigung stiessen an ihre Grenzen. Grubeninhalte wurden oft in Stadtbäche gekippt. Abwäs-



ser wurden in den nächsten Fluss geleitet, aus dem auch das Trinkwasser entnommen wurde. Durch Trinkwasser aus verunreinigtem Grundwasser verbreiteten sich Krankheiten wie Cholera oder Typhus epidemisch. Dieser Zusammenhang wurde jedoch lange nicht erkannt. So begnügte man sich selbst nach dem Ausbruch der Cholera in Deutschland 1831 zunächst mit sanitätspolizeilichen Kontrollen ungesunder Wohnungen und unreiner Luft. Auch in grösseren Schweizer Städten trat die Cholera auf, in Zürich erstmals im Jahr 1854. Nach wiederholten Epidemien nahmen Stadtverwaltungen und Mediziner das Problem allmählich ernst. Auch aus ökonomischer Sicht wurde die Bekämpfung der Cholera immer dringlicher, da Quarantänemassnahmen über ganze Stadtteile das Wirtschaftsleben tangierten und überdies nichts nützten. In erster Linie betroffen waren die armen Bevölkerungsschichten in ihren misslichen Wohnverhältnissen.

Nachdem man lange geglaubt hatte, Cholera und Typhus würden durch die Luft verbreitet, fanden Mediziner und Hygieniker in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Gehör mit ihrem Befund, die Seuchen stünden in Zusammenhang mit dem verunreinigten Trinkwasser. Schon Anfang des Jahrhunderts hatte der führende englische Hygieniker Edwin Chadwick einen Zusammenhang von Krankheiten und Wasserversorgung festgestellt. Seine medizinischen Erkenntnisse münzte er in eine soziologische Theorie, von der er sich physische wie moralische Besserung versprach: Toiletten in Häusern und Kanalisation sollten die Wohnverhältnisse verbessern, was wiederum zu einer grösseren Disziplinierung, höherer Moral und Sitte der Bewohner führen würde. Im Effekt würden Krankheits-

ausfälle abnehmen und die Arbeitsleistung steigen. Chadwick hatte einigen Einfluss auf Hygieniker auf dem Kontinent, ebenso das Vorbild London. Die Stadt hatte schon im 18. Jahrhundert ein gutes Wasserversorgungsnetz mit Pumpen und Eisenrohren. Der Bezug von Wasser an den öffentlichen Brunnen war genau geregelt. Früher als andere Städte richtete London öffentliche Toiletten ein, so in Anlagen auf den Themse-Brücken. Ab etwa Mitte des 19. Jahrhunderts ergriffen Städte Massnahmen, das Grundwasser zu schützen. Fäkaliengruben mussten abgedichtet werden, Entsorgungskanäle für ganze Quartiere wurden gebaut. In München gab der Stadtrat 1855 die Planung eines Entwässerungssystems in Auftrag. 1862 wurden in verschiedenen Vorstädten Röhren mit beträchtlichem, eiförmigem Querschnitt in Betrieb genommen. Diese besondere Form nach englischem Vorbild begünstigt die Durchspülung, der bisweilen mittels Stauschleusen nachgeholfen wurde. Trotz anfänglicher Schwierigkeiten trieb die Münchner Stadtregierung den Bau von umfassender Kanalisation und Wasserversorgung zügig voran, flankiert von Massnahmen wie der Zentralisierung der Tier-Schlachtstätten in einem Schlachthof. In Zürich versuchte man Mitte des Jahrhunderts mit verbesserten Pumpenwagen die zunehmenden Mengen zu bewältigen. Pferdegespanne führten den hölzernen Fasswagen zur Deponie vor der Stadt, wo der Dünger von den Bauern gegen Entgelt abgeholt wurde, teils bis zu drei Wegstunden weit. Das war aber nur ein letzter →



zu gut sein 185?



→ Versuch, aus dem überkommenen System das Beste zu machen – auf lange Sicht war unumgänglich, die Stadtreinigung mit neuen Konzepten anzugehen. Das Beispiel Zürich verdeutlicht, dass es mitunter Umwege brauchte, bis ein brauchbares System eingerichtet wurde.

Vom Kübel zur Schwemmkanalisation

Das kantonale Baugesetz von 1863 wies die Städte Winterthur und Zürich an, in neuen Quartieren eine Kanalisation anzulegen und in bestehenden Stadtteilen das alte Grabennetz zu sanieren. Drei Jahre später hatte Zürich drei Kilometer Hauptkanäle und rund sieben Kilometer Nebkanäle. Eine Typhusepidemie im selben Jahrzehnt bewog die Stadtbehörden, die Sanierung zu beschleunigen. Von den beiden Methoden Schwemmkanalisation und dem Kübelsystem nach Pariser Vorbild wählte die Gemeindeversammlung Letzteres. Dabei wird der Kot in einer speziellen Tonne durch ein Sieb zurückgehalten und nur der Urin in die Kanäle geleitet. Die Tonnen befanden sich im Erdgeschoss oder im Keller, aus dem ganzen Haus wurden die Ausscheidungen durch Röhren zugeführt, anfänglich gespült aus Krügen und später aus Wasserleitungen. Von Zeit zu Zeit mussten die über achtzig Kilo schweren Tonnen ausgewechselt, geleert und gewaschen werden – eine neue Aufgabe stellte sich für die Stadt. Der – aus heutiger Perspektive kurzsichtige – Entscheidung für das Kübelsystem war auch davon beeinflusst, dass die Bürgerinnen und Bür-

ger sich nicht von ihrem Kot trennen mochten. Der Staat sollte nicht ohne weiteres über die eigenen Exkremente verfügen können. Zum Abtransport der Tonnen wurde das städtische Abfuhrwesen gegründet, das sich auch um die Leerung von Gruben und verstopfte Kanäle kümmerte. Die in der Kübelwäscherei gesammelten Fäkalien verkaufte die Stadt als Dünger. Von zwölf Franken pro Kubikmeter im Jahr 1875 fiel der Preis mit zunehmendem Angebot auf einen bis zwei Franken zwanzig Jahre später. Die Stadt war nun gezwungen, die Kosten mit einer Taxe auf die Hausbesitzer zu überwälzen. Aus dem Handelsgut Kot war ein Abfallprodukt geworden, für dessen Entsorgung der Staat zur Kasse bat. Die von der Gemeinde erstmals in grossem Stil geplante und organisierte Stadtentwässerung und Fäkalienbeseitigung gehörte zu den Neuerungen der damaligen Hygienebewegung und war eine stille Revolution. Mit solcher Konsequenz hatte sich der Staat seit den Römern nicht mehr um diese Probleme gekümmert. Mit dem Aufkommen der Schwemmkanalisation verbreiteten sich die wassergespülten Klosetts. Voraussetzung dazu war eine leistungsfähige Wasserversorgung. Die ersten Spülkästen aus Holz fassten zehn bis zwölf Liter Wasser, heutige Systeme kommen mit der Hälfte und weniger aus. Die Sanitärtechnik mit zunehmend industriell hergestellten Röhren und Verzweigungselementen aus Eisen, Blei oder Ton ermöglichte allmählich Bad und Abort an fast beliebigen Stellen eines Grundrisses. Die Sanitärbranche erlebte in der zweiten Jahrhunderthälfte einen markanten Aufschwung. Reich verzierte Toilettenkeramik für wohlhabende Schichten wurde aus England eingeführt, schlichtere Modelle bald auch im Inland hergestellt.

Gründerzeit der Sanitäre

In dieser Zeit gründete Caspar Melchior Albert Gebert eine Sanitär- und Bauspenglerei in Rapperswil. Ein mit Blei ausgelegter Spülkasten, den die Firma 1905 lancierte, wurde zum Grundstein des Erfolgs. Die Söhne Albert und Leo waren ebenfalls erfinderisch, wie die Patenturkunde des kaiserlichen Patentamtes von 1912 für einen Spülkasten mit besonderem Ventil bezeugt. Einfache Druckwasserklosetts waren um die Jahrhundertwende bereits weit verbreitet, in der Zürcher Altstadt verfügten damals bereits vier von fünf Toiletten über Wasserspülung, hingegen hatte nur etwa jede zehnte Wohnung eine Badegelegenheit. Die Badewanne – in ärmeren Häusern zunächst in der Küche platziert – befand sich ab Mitte des 20. Jahrhunderts zusammen mit dem WC bald in jeder Mietwohnung in einem eigenen Raum: dem Badezimmer. So erreichten Mittel- und Unterschichten eine Komfortstufe der körperlichen Hygiene, wie sie bis wenige Jahrzehnte zuvor nicht einmal die obersten Schichten für selbstverständlich hielten. Oscar Wilde verspottete Ende des 19. Jahrhunderts den englischen Adel, als dieser aus den unwirtlichen Landschlössern in komfortablere Stadtwohnungen flüchtete: «Komfort ist das Einzige, was die Zivilisation uns geben kann: warmes und kaltes Wasser in jedem Schlafzimmer», lässt er eine seiner Figuren sagen.

Mit den neuen Einrichtungen und Geräten öffnete sich ein Feld für Gestalter: In der Pionierzeit der neuen Stadtentwässerungen entwarfen Architekten Kleinarchitekturen für öffentliche Toiletten durchaus auch zur Darstellung der neuen Errungenschaften. Dieses Motiv verlor später an Bedeutung, öffentliche Toiletten wurden eher versteckt als vorgezeigt. Der Gestaltungswille bei den Toilettenarmatu-



ren liess nach. Heute richtet sich das Augenmerk von Architekten bei Toiletten auch im öffentlichen und halböffentlichen Bereich wieder vermehrt auf die Gestaltung des Raumes über das bloss Hygienische hinaus.

Scham und Öffentlichkeit

Am Umgang mit öffentlichen Toiletten zeigt sich zugespitzt das gesplattene Verhältnis der Gesellschaft gegenüber dem Unvermeidlichen. Je mehr Menschen sich im aufkommenden Industriezeitalter des 19. Jahrhunderts in Städten und weitab von zu Hause aufhielten, desto notwendiger wurden öffentliche Bedürfnisanstalten. In den Städten gab es kaum mehr Orte, wo man sich zur Verrichtung seiner Notdurft ungestört zurückziehen konnte. Seit dem 18. Jahrhundert machten Abtrittsanbieter mit dem Notstand Kasse. Sie hatten einen Topf mit dabei und boten ihrer Kundschaft mit einem weiten Umhang Schutz vor Neugierigen. Die fliegenden Toilettiers vermochten das Problem indessen nicht zu lösen. «Seit einiger Zeit nimmt dahier der, weder

beklagen, ausserdem wurden Missetäter davon abgehalten, die Anlage an den Aussenwänden statt innen zu benutzen. Ein Nebeneffekt war, dass den Gebäulichkeiten doch eine beträchtliche gestalterische Aufmerksamkeit gewidmet wurde, war doch das, was die Gesellschaft eigentlich verstecken wollte, nun im grellsten Lichte präsent.

In Zürich waren öffentliche Toilettenhäuser aus dieser Zeit geradezu architektonische Bijoux, beispielsweise Pissoirhäuschen im Stil eines klassischen Tempelbaus an vornehmster Lage im Stadtzentrum. Am Limmatquai ragte ein Pissoir einem Balkon gleich über den Fluss. Für Frauen gab es noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein zweiteilig geschnittene Unterwäsche, womit sie im Freien stehend unter dem langen Rock urinieren konnten. Pissoirs für Frauen wurden wohl erfunden und in der einen und anderen Stadt installiert, setzten sich aber nicht durch. Mit öffentlichen Toiletten verfolgten die Behörden die Erziehung zu einem städtischen Verhalten, war doch der Zuzug aus ländlichen Gebieten, wo noch andere Normen galten,



mit der Reinlichkeitspolizey, noch mit dem öffentlichen Anstande und guten Sitten vereinbarliche Gebrauch der Entledigung natürlicher Bedürfnisse in besuchten Strassen und Plätzen, selbst bei Tag und in den Höfen königlicher Gebäude immer mehr überhand», stellte das Staatsministerium des Innern in München 1827 fest und forderte «zur Ergreifung zweckdienlicher Massnahmen» auf, «allenfalls auch zur Errichtung besonderer Lokalitäten zur Steuerung dieses Übelstands in der Residenzstadt». Der Stadt-Ingenieur forderte, die Lokalitäten hätten «versteckt an fliessendes Wasser» platziert zu werden, denn «jeder Versuch dergleichen frey stehende Gebäude auf öffentlichen Plätzen zu erbauen, würde man ihnen auch die schönste Form von der Welt geben, müsste an den vielen Schwierigkeiten und Inkonvenienzen, welche von einem solchen Unternehmen unzertrennlich sind, scheitern.»

Auch als es dank Kanalisation und Wasserspülung einfacher wurde, Standorte zu finden, blieb das Problem bestehen. Die Stadt stiess auf Schwierigkeiten, mehr öffentliche Toiletten zu bauen, pflegten sich doch Anlieger mit Händen und Füssen gegen die nicht ganz geruchlosen Häuschen zu wehren und deren Abbruch oder Versetzung zu erzwingen. Im Gegensatz dazu waren etwa in Berlin oder Paris öffentliche Toiletten um die Jahrhundertwende längst breit akzeptiert. In München herrschte dieweil «eine nicht zu überwindende Prüderie», wie ein resignierter Beamter notierte. In der Nähe von Häusern waren die Anlagen kaum mehr zu platzieren, aber auch Standorte auf Plätzen waren umstritten, da der Anblick das Sittlichkeitsgefühl mancher Bürgerin und manchen Bürgers verletzte. Die Stadt setzte sich schliesslich nach jahrelangem Hin und Her durch und installierte mehrere Pissoir-Anlagen auf belebten Plätzen. Dies war nun aber nicht das stolze Herzeigen einer stadthygienischen Errungenschaft, sondern ein Rückzugserfolg: An solchen Stellen konnten sich Anrainer nicht

zeitweise enorm. Das war oftmals eine Sisyphusarbeit, verliessen doch Zugezogene die Stadt oft schon bald wieder und wurden durch neue «Landflüchtige» ersetzt. Die Polizeiverordnungen im Zürich der Jahrhundertwende widerspiegeln die Tatsache, dass es nicht allein um hygienische Erziehung ging, sondern auch um Sittlichkeitserziehung im Viktorianischen Zeitalter. Mit zunehmender Sittenstrenge waren öffentliche Bedürfnisanstalten teils schon bald nach ihrer Errichtung zunehmender Kritik ausgesetzt, wurden da und dort entfernt oder durch unterirdische Anlagen ersetzt. Das periodische Auf und Ab von Akzeptanz und Verdrängung hat sich als Muster bis heute fortgesetzt. Tendenziell galt den öffentlichen Anlagen nach der Pionierzeit eher sinkende Aufmerksamkeit. Toiletten als notwendiges Übel wurden später von der öffentlichen Hand mehr widerwillig als engagiert unterhalten, in Unterführungen oder unter Brücken versteckt. Erst seit sich Service-Firmen um Produkte und Unterhalt kümmern, hat die Dienstleistung an Qualität gewonnen. In grösseren Schweizer Bahnhöfen finden Passanten professionell betreute Anlagen vor, wo sich mit vergleichsweise wenig Geld (Hygiene unterwegs) kaufen lässt.

Ein Markt von Stadtmobiliar ist entstanden, wo Behörden aus verschiedensten Normprodukten öffentlicher Toilettenkabinen auswählen können, von der Selbstreinigungskabine mit Münzeinwurf und befristeter Aufenthaltszeit bis zum Entspannungskabinett mit Musikuntermalung und Lichtinstallation. An besonders frequentierten Stellen haben Stadtbehörden mancherorts zu neuer Sachlichkeit gefunden: Die Toilettenhäuschen werden ohne viel Federlesens im öffentlichen Raum postiert, leider mit Normprodukten, die architektonisch nicht immer überzeugen. Nebst Blechtonnen und Waschbetonkisten sind aber auch Produkte auf dem Markt, die sich gut auch für anspruchsvollere urbane Zonen eignen. •

Literatur

-
- > Antoni Muntadas: Ladies & Gentlemen, Actar, Barcelona
- > Kirsten Berg, Hajo Lämmle: Die öffentliche Toilette als Zivilisationsprodukt, Universität Gesamthochschule Kassel
- > Hans Peter Duerr: Nacktheit und Scham, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M.
- > Norbert Elias: Über den Prozess der Zivilisation, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M.
- > Martin Illi: Von der Schissgruob zur modernen Stadtentwässerung, Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich
- > David Inglis: A sociological history of excretory experience, The Edwin Mellen Press, New York
- > Erika Kiechle-Klemt, Sabine Sünwoldt: Anrücklich, Raben Verlag, München
- > Lawrence Wright: Clean and decent, Penguin Books, London